

Günther DEBON: *Die Schönheit der Schlangenlinie. Ein weiterer Beitrag zum Thema Schiller und der chinesische Geist*. Neckargemünd: Verlag im Rosengarten 1984. 97 S. 8°

Der Band enthält zwei Essays: *Die Zwischenreiche bei Schiller* und *Die Vermittlung im chinesischen Denken*, die sowohl des Autors gediegene Schillerkenntnis – bei einem Sinologen ja keineswegs eine Selbstverständlichkeit – wie auch seine umfassende Kenntnis der chinesischen philosophischen Literatur, der wir ja die schöne Anthologie *Chinesische Geisteswelt*¹ verdanken, belegt. Der Titel des Buches knüpft an an Debons Essay *Schiller und der englisch-chinesische Garten*.²

Von Hogarths *Analysis of beauty* (1753) angeregt, führt Schiller die Schönheit der Schlangenlinie darauf zurück, daß sie „ihre Richtung immer abändert und immer wieder zu derselben Richtung zurückkehrt“, also Mannigfaltigkeit und Einheit miteinander verbindet. Davon ausgehend verfolgt Debon weitere Antonymien in Schillers Ästhetik, die von Natur und Kunst, Freiheit und Gesetz, und stellt dabei eine Neigung zu mittleren Zuständen heraus: So den „Mittelweg zwischen der Steifigkeit des französischen Gartengeschmacks und der gesetzlosen Freiheit des sogenannten englischen“. „Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten, fröhlichen Reich des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt und ihn von allem, was Zwang heißt, sowohl im Physischen als im Moralischen entbindet.“ Dieses Zwischenreich des Ideals „existiert (dem Bedürfnis nach) in jeder feingestimmten Seele“. Mannigfaltigkeit und Einheit belegt Debon in Schillers Dichtung, indem er End- und Stabreim, Anaphern, Parallelitäten untersucht. Diese „Versöhnung von Gegensätzen“ behandelt Debon dann am Beispiel des chinesischen Denkens: Besonders Konfuzius trat für das *Mittlere Dienliche* ein – so lautet ja schon der Titel eines der klassischen *Vier Bücher*. Aber auch der Philosoph Hsün-tzu konstatiert: „Beim Handeln die Mitte verlieren, nennt man zuchtloses Tun. Beim Reden die Mitte verlieren, nennt man zuchtloses Unterweisen.“³ Aber auch im *Tao-te-ching*, bei Chuang-tzu, im Zen-Buddhismus, in der Kunsttheorie und in der Kalligraphie findet sich das Streben nach einem Ausgleich der Gegensätze. So postuliert der Dichter und Kalligraph Huang T'ing-chien: „Grundsätzlich soll die Normschrift einem galoppierenden Pferde gleichen, das in die feindliche Schlachtreihe einbricht, während die Schnellschrift wie mit Zirkel und Winkelmaß berechnet sein soll. Das ist das Geheimnis der Alten.“⁴

Debons Darstellung ist fern von oberflächlichem Komparatismus; vielmehr geht er in feinsinniger Weise ähnlichen Gedanken bei Schiller und bei den chinesischen Philosophen nach und stellt sie heraus, hütet sich aber vor allzu raschen Schlußfolgerungen. Dadurch wird das Buch zu einer anregenden und erquicklichen Lektüre.

Hartmut Walravens, Berlin

1 Baden-Baden 1962.

2 In: *Schiller und der chinesische Geist*. 2. Aufl. Frankfurt 1985.

3 Hsün-tzu, 8, 11 (nach DEBON).

4 *Wang-shih shu-yüan*, Buch 7 (nach DEBON).